

Abend -



Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

20.

Donnerstag, am 24. Mai 1849.

Liebe am Bach.

Lieder

von

Waldemar Schier.

6.

Waldnacht.

Wann des Mondes Silberwelle
Lau an's warme Herze schlägt,
Wann der Maimacht klare Helle,
Liebend mich von hinnen trägt,

Wann des Waldes müde Säng'er
Ausgesungen ihre Lust,
Wann bei Nacht das Herz mir bänger
Mahnend pocht an meine Brust,

Wann die Blumen süßer blühen
Und die Welle ungesch'n
Stille hält bei Mondes Glühen,
Wann im Tanz sich Elfen dreh'n,

Wann es dunkler um mich flimmert,
Wann das Irlicht neckend hüpf't,
Wann kein Stern durch's Dickicht schimmert
Und ein Schatten um mich schlüpf't,

Dann wird's nächtig mir in Waldnacht
Und ich fühle mich so fern,

Dann strahlt mit der Liebe Allmacht
In mein Herz dein Augenstern,

Und er führt auf sichern Wegen
Mich gen Morgen durch die Nacht,
Kämst du einmal mir entgegen
Glaubt' ich, daß die Sonne lacht.

7.

Elfen Ohr.

Was Nebstocck sinnet im Mondenschein,
Was Knospen fühlen beim Springen,
Was perlende Tropfen, zusammen, allein
Im rollenden Falle singen;
Wie farbig strahlet das Licht,
In lustigen Ringen
Sich freundlich durchdringen
Sich drängend zur Klarheit will bringen;
Wie Helles sich dunkelt,
Das Düstere funkelt
In dämmernder Nacht
So einsam und leis,
Wie Gott es vollbracht
Der Elfe weiß!
Wie Wurzeln wachsen, das Pflänzlein beginnt,
Wie Saft in Blumenadern rinnt,
Wie Tröpflein eins zum andern fließt
Und Liebe minnet und genießt;

58

Wie Stenglein quellen,
 Die Blüthen schwellen,
 Die Zweiglein sich dehnen und strecken,
 Die Blättlein recken
 Und aneinand
 Wie Hand in Hand
 Sich pflegen und legen,
 In Liebe bewegen;
 Wies schaffend vollbringet
 Die Mutter Natur,
 Der Elfe lobsingend
 Verfolgt ihre Spur!
 Wie Sandeskörnlein rund rollen
 Wie Erden und drüber als Sterne
 Die Blumenstäubchen aus liebender Ferne
 Unsichtbar schweben,
 Belebend sich heben,
 Befruchtend dann wieder
 Mit brünstigem Streben
 Zur Erde hernieder
 Sich mühen
 Und glühen,
 Sich schwelgend in Kelche verstecken,
 Liebsüßes schmecken
 Und's Mäulchen lecken,
 Sich strecken und necken
 Und liebend bedecken
 Ohn' aufzuwecken,
 Das höret mit kleinem feinen Ohr
 Der Elfen Chor.

Italiener und Deutsche.

Auszug aus einem Briefe.

Rom. — August 1848.

Eine Geschichte, welche den schlagendsten Beweis liefert, wie tief der Haß gegen die Deutschen noch bei dem italienischen Volke wurzelt, wird Dich doppelt interessieren, da sie mir den bösen, nervösen Gesichtschmerz wieder zuzog, von dem mich der südliche Himmel und das „dolce far niente“ glücklich befreit hatten.

Als ich vor sechs Wochen von einer Spazierfahrt zurückkehre, finde ich die Straße L., welche ich bewohne, ganz von Menschen gesperrt. Nur langsam gewinnen die Pferde Raum zum Fortschreiten, und ich höre hundert Ausrufe und Flüche

zugleich: *Corpo di dio! santa madre! povere donne! maledetti tedeschi! e buono che sian morto!* Alle Hände gestikuliren dabei in der Luft, drohend die Fäuste ballend oder betend zum Himmel erhoben. Ich ließ den Wagen halten, frage nach der Ursache, doch nur verworren schrieen mir die Umstehenden etwas zu, woraus ich auf einen Mord schließen muß. Ergriffen von der Nähe solchen Schauspiels, befehle ich dem Kutscher zu eilen, und werse mich zu Hause in die Kissen des Sophas, um nichts mehr von der schrecklichen Geschichte zu hören. Doch umsonst bemühe ich mich den unangenehmen Eindruck los zu werden; man meldet unsern Geschäftsträger, erstaunt über diesen Besuch, empfangen ich ihn mit fragenden Blicken, doch vergißt er alle üblichen Redensarten, und bittet mich, da ich die einzige Deutsche in der Nähe sei, ihn sogleich in jenes Haus zu begleiten, welches die Menge als ein verhängnisvolles bezeichnet. Zwei deutschen Frauen sei dort ein Unglück oder etwas Schlimmeres begegnet. Mein Zögern nicht beachtend, legte er mir den hingeworfenen Shawl selbst um, und bietet mir den Arm. Nur ungern macht der Menschen-schwarm Platz, welcher das Haus noch umringt, obschon es indessen finster geworden ist. Der Gesandte flüsterte mir zu: „Sie werden alle Kraft zusammen nehmen müssen, meine Gnädigste! Doch war ich gezwungen, eine Landsmännin, sowohl zum Zeugen, als zur thätigen Hülfe, in Anspruch zu nehmen; Sie sind die Nächste aber auch die Nuthigste, welche ich kenne.“

Welch' gräßlicher Anblick bietet sich uns dar! Zwei Frauen liegen am Fuß einer hohen, steilen Treppe, ganz in Blut gebadet, und dem Anschein nach todt. Ein sehr anständiger, aber völlig zerknitterter Anzug, läßt auf Angehörige höherer Stände schließen. Da das Gesicht der Unglücklichen frei ist, sehe ich eine hübsche Frau in mittleren Jahren, die halb aufrecht an dem dürftigen Treppengeländer ruht. Ueber ihre Füße liegt ein junges Mädchen, dessen wunderschöner Kopf rückwärts auf das Steinpflaster niedersfällt. Die langen, blonden Locken verrathen sogleich ein Kind des Nordens; der blendend weiße Hals wird von dunkeln Blutstreifen gehoben. Dies schauerlich schöne Bild des Todes, einer Tochter zu den Füßen

der Mutter, verläßt mich seitdem keinen Augenblick, ob schon ich mich damals mit Entsetzen davon abwandte. Vier Sbirren umstanden die Leichen, um sie vor dem ungestümen Volkshaufen zu schützen, der sich schadenfroh, hülfreich oder neugierig zudrängte. „Warum läßt man die Armen hier liegen?“ rief ich erschrocken. „Es muß erst constatirt werden in welcher Art dieser Vorfall geschehen, ob die Damen die Treppe herunter gefallen, oder eine verbrecherische Hand sie hinabstieß,“ sagte der Geschäftsführer, „dies ist ein Hauptgrund warum ich Ihre Gegenwart wünsche, denn ich habe in diesem Augenblick nur Italiener zu meiner Verfügung und muß diese Sache mit aller Strenge untersuchen.“ Der Zufall führte mich hier vorbei, da ich nun hörte, „sono tedeschi,“ trat ich hinzu und sah am deutschen Typus, daß Landsleute meinen Schutz oder Hülfe verlangten. „Lassen Sie die Damen doch in ihre Stube bringen, ich höre sie wohnen hier im Hause.“ — „Wir haben freilich Zeugen genug um die Lage der Sache berichten zu können, also werde ich es wagen, sobald der gerufene Arzt kommt.“

Dieser fand sich endlich ein, und versicherte sogleich, daß alles Leben von dem jungen Mädchen gewichen, die ältere Dame aber vielleicht noch zu retten sei. — Mit großer Sorgfalt wurden sie nun die hohe Treppe hinaufgebracht und auf Betten in eine Stube gelegt, wozu man den Schlüssel in der Tasche der ältern Dame gefunden. Die Wohnung bestand aus einem großen Zimmer nebst Alkoven. Die erschrockene Hausfrau, welche in Verzweiflung hin und her lief, versicherte keinen andern Raum für die Todte hergeben zu können, und trotz all meiner Bitten, mußten die Sbirren, welche diese bewachten, Zeuge sein, wie man die ältere Dame entkleidete, um zu untersuchen, wo sie gelitten habe. Eine tiefe Wunde am Hinterkopf, schien außer bedeutenden Contusionen, die einzige Verletzung, und war wohl die Ursache ihrer gänzlichen Bewußtlosigkeit. Der Arzt fürchtete, daß diese Gehirnerschütterung sehr schlimme Folgen haben möchte, welche denn auch sehr bald in Form einer Entzündung hervortraten. Alle Versuche, das reizende Mädchen in's Leben zurückzurufen, blieben fruchtlos, und ich betrachtete die schöne stumme Tochter mit heißen Thränen,

während man für die ächzende Mutter nach Eis sandte. Die Hausfrau, eine echte schwarzäugige Italienerin, mit stark markirtem aber gutmüthigem Gesicht, schien in wahrer Seelenangst, sie rang in lautem Jammer die Hände neben dem Rissen des Mädchens: ah che era bella! la buona picciola! ah pouera madre! rief sie unaufhörlich und mein Schmerz um die Fremde kam mir, neben dem ihrigen, so stumm und kalt vor, wie der eisige Gletscher gegen den glühenden Vesuv.

Nach der ersten Sorgfalt, die man für körperliche Hülfe entwickelte, ergab Nachfrage und Untersuchung, daß beide Damen seit zwei Tagen aus einem Gasthause in diese Privatwohnung gezogen, welche sie auf einen Monat gemiethet. Ein angefangener Brief an eine Tochter in Mainz, erzählte die Erlebnisse der Reise von Neapel bis Rom, wo man einen Monat verweilen wollte, um die Merkwürdigkeiten der alten Weltbeherrscherin zu sehen und dann nach Florenz zu gehen. Der Name der verheiratheten Tochter war angegeben, nicht ihr Familienname. Auch fand man in dem erbrochenen Koffer keine Pässe, wohl aber fünfhundert Thaler in Gold. Bei der Ungewißheit, worin diese wenigen Notizen den Geschäftsführer ließen, schlug ich vor, dem Brief an die Tochter eine Erzählung hinzuzufügen, und ihre Bestimmung zu erbitten. Mir sagte mein Herz stets auf's Neue: „diese armen Verlassenen! in welcher Entfernung von ihren Lieben, und ehe ein Wort von ihnen sie erreicht, vielleicht Beide todt und begraben!“ allein der Geschäftsführer wollte den Gang der Krankheit noch einige Tage beobachtet wissen, da er an eine Entscheidung glaubte, und richtig bemerkte: „es könne doch von Mainz aus keine Hülfe erwartet werden.“ Er veriegelte Geld und Sachen, hielt nur die nöthige Wäsche heraus, und überließ erst gegen Morgen dem Arzt und der Wärterin allein die Sorge für diese Unglücklichen. Ich ließ mein Kammermädchen kommen, gab ihr die gehörigen Befehle für mein Haus und hielt es dann für Pflicht, diese verlassenen Landsleute zu pflegen, welche sonst ganz in fremde Hände gegeben waren. Die Mutter konnte jeden Augenblick zur Besinnung kommen — wie nöthig war es dann zur eignen Rettung den Verlust der Tochter zu verbergen. — Doch

vielleicht hätte sie den Tod mit diesem geliebten Kinde gerne getheilt.

Trotz aller Bitten ließ sich die weinende Hausfrau nicht bewegen, der Todten einen andern Platz abzutreten, sie versicherte, sich selbst möglichst beschränkt zu haben, damit sie diesen Raum an Fremde abgeben könne. Auf die Frage nach ihrem Gatten, um diesen vielleicht nachgiebiger zu stimmen, gab sie vor, daß er seit drei Tagen abwesend sei und noch lange nicht wiederkehre. Ihre Stimme zitterte heftig bei dieser Erklärung, doch versuchte ich umsonst das Gespräch auf ihren Esherrn zurückzuführen, sie brach stets ab.

Es war am Freitag vor Pfingsten als dieses Unglück geschah. Die Hitze stieg so unerträglich, daß die Leiche bald einen schrecklichen Geruch verbreitete. Als mir am Sonnabend Nachmittag einfiel, daß auf die hohen Feiertage Niemand beerdigt werde, und diese verpestete Luft der Kranken den Tod bringen könne, bat ich die Sbirren, mir zu der Beerdigung behülflich zu sein, allein sie versicherten, daß der Gouverneur erst die Erlaubniß dazu gebe, und die Todte erst secirt sein müsse, ehe man ihr die letzte Pflicht erweisen dürfe.

So war ich in Geschäfte verwickelt, die mir bis dahin ganz fremd geblieben. Neugierige Deutsche, die sich seit gestern hinzugedrängt, hatten mir auch nur den Kopf verwirrt, statt zu rathen. Der Geschäftsführer war in dringenden Angelegenheiten am Samstag Morgen abgereist. Was sollte ich thun?! — Zum Arzte sandte ich drei Mal umsonst, er war nicht zu finden. — Indessen wurde es Nacht. Ich sah mich genöthigt, selbst zum Gouverneur zu fahren, den ich persönlich kenne. Die Bedienten wollten mich nicht melden, da seine Gnaden bei der Frau Gräfin sei, welche am Nervenfieber darniederliege. Einige Scudi's verfehlten auch hier die gewohnte Wirkung nicht, und der Gouverneur erschien endlich mit vielen Entschuldigungen im Negligée. Erst versicherte er, daß zu der Beerdigung einer auf diese Art gestorbenen fremden Person noch Erlaubniß von diesem und jenem nöthig sei, und gab erst spät meinen Bitten nach, noch diesen Abend das arme Mädchen begraben zu lassen, wenn der Arzt sie vorher secirt habe. Da ich zweifelte, diesen Aesculap herbei beschwören zu können, versuchte ich meine

Frauenberebtsamkeit so lange, bis der Gouverneur gestattete, daß die Section am andern Morgen auf dem Kirchhofe, im Leichenhause, stattfinden könne, wo die Sbirren bis dahin wachen mußten. Innerlich triumphirend über die besiegten Hindernisse, eilte ich nun zum Pfarrer und verabredete mit ihm für eilf Uhr Abends das Begräbniß. Ein Sarg wurde eilends herbeigeschafft und einige bekannte Deutsche gebeten, der Landsmännin die letzte Ehre durch ihre Begleitung zu erweisen. Die Hausfrau bat ich dringend, in meinem Wagen mit mir dem Zuge zu folgen; sie blieb bei einem unerschütterlichen „Nein!“ und schützte ihre Gespensterfurcht vor. Also entschloß ich mich, die einzige weibliche Theilnehmerin zu sein, welche die jugendliche Hülle zur Erde bestatten half. Es war mir, als sei die Seele von Mutter und Schwester in die meinige übergegangen und als müsse ich ihren künftigen Schmerz schon jetzt, an der Bahre des theuren Kindes, im voraus tragen; meine Kräfte brachen fast zusammen. Die Vorbereitungen hatten lange gedauert. Als wir nach dem Kirchhofe fuhren, und unter dem fröhlichen Geplauder der Vorübergehenden auf dem Corso der Leichenwagen still und langsam einherzog, nur von zwei anderen Wagen gefolgt, da ahnte mir, als ob unter diesen Zeitumständen vielleicht ein offenes Grab für diese leichtfertige Menge gähne, über welches sie jetzt noch so unbefangenen herschritt, wie vorgestern das blühende Mädchen. Die Mitternachtstunde tönte von allen Kirchtürmen und mahnte mit ehernem Hammer an die Vergänglichkeit. Sie schlägt zwar hier nicht das verhängnißvolle Zwölft, doch ist für diese Geisterstunde uns Deutschen ein eigenthümlicher Schauer angeboren.

Nach einer Stunde gelangten wir auf den Kirchhof. In dem Leichenhause hatte der Geistliche sein letztes Gebet verrichtet, wir knieeten erschüttert um den offenen Sarg. Da fliegt die Thüre auf und ein junger Mann stürzt herein. Mit verstörtem Blick überschaut er die Versammlung, dann sinkt er mit dem Schrei: „Melanie!“ auf die Leiche hin. Lange liegt er regungslos über das Antlitz der Todten gebeugt, endlich scheint Leben und Besinnung wiederzukehren, ein krampfhaftes Zucken aller Glieder wird von einem

Schluchzen begleitet, welches mich an das Geschrei der Wahnsinnigen mahnt; es ist kaum ein menschlicher, aber ein herzzerreißender Ton. Mit stummen Entsetzen starrten wir auf diese Jammerscene. Ein großer, schlanker Mann, mit dunkelbraunem Haare, dessen Züge beim Eintreten dem aufgeschreckten Aare gleichen, lag jetzt, von der Ungewalt des Schmerzes gebrochen, zu unsern Füßen. Der Pfarrer wagte endlich den Unseligen mit sanften Worten anzureden. Dieser schaute ihm, wie einer Geistererscheinung, in's Antlig, und stöhnte dann nur: „O Mathilde!“ Glaubend, daß er als Deutscher der Muttersprache zugänglicher sei, fragte ich, leise hinzutretend: „War Mathilde Ihre Schwester?“

„Schwester? — Geliebte, Braut, Alles, Alles in der Welt!“ schrie er händeringend und warf sich auf's Neue convulsivisch über die Leiche hin.

Keine Bitten vermochten ihn diese Stelle zu verlassen. Nachdem wir alle Beredsamkeit umsonst erschöpft, beschlossen wir, ihn den Sbirren zu überlassen, welche als Wache bei der Leiche bleiben mußten. Wir hofften durch ihn einige Aufklärung über die Verhältnisse der Damen zu erhalten, und fuhren tief erschüttert nach Hause.

Da ich nicht glauben durfte, mit diesem Herzen voller Unruhe Schlaf zu finden, ging ich nochmals zu der kranken Mutter, welche in dumpfem Brüten von der Außenwelt nichts mehr zu ahnen schien.

Die Hausfrau kam mir sogleich in die Krankenstube nach, und erzählte mit wahren Schrecken, daß ein junger Mann hier angekommen wäre, als wir kaum nach dem Kirchhofe gefahren. Er habe nach Frau von Blanke und ihrer Tochter gefragt, und als sie ihm das Vorgefallene erzählt, sei er wie ein Rasender an das Lager der Mutter gestürzt. Nachdem er diese umsonst mit Liebeskosungen und Fragen bestürmt, habe er nach einem Wagen gerufen, um gleich auf den Kirchhof zu fahren. — Nur mit Mühe habe man aus seinem Gemisch von Deutsch, Französisch und Italienisch klug werden können, doch seinen Ausruf: „Meine Braut!“ habe sie wohl verstanden, da sie etwas Deutsch von einem Maler gelernt habe. „Hier liegen die Sachen des Signor, welche ein Diener ihm aus dem Wirthshause nachbrachte,“

schloß die bestürzte Italienerin, und schien mir die Verzweiflung des Bräutigams zu theilen, denn sie lief wie unsinnig in der Stube hin und her.

Da erst später am Morgen eine Untersuchung vorgenommen werden konnte, versuchte ich einige Zeit zu schlafen, doch schwebte das Erlebte so erbigend vor den geschlossenen Augen, daß ich sie zur Beruhigung öffnete, um den blauen Himmel mit sanftem Licht die innern Schrecknisse verschrecken zu lassen.

Der Beamte, welcher sich auf mein Verlangen einfand, um die Sachen des Angekommenen zu untersuchen, brachte zuerst den jungen Mann mit aller Anstrengung vom Kirchhofe zurück. Dieser war lange stille und schloß geduldig Mantelsack und Portefeuille auf, worin man auch die Pässe der beiden Damen fand. Melania mit ihrer Mutter war dem Bräutigam einige Tage voran geeilt, weil er einen treuen Freund, der Bildhauer war, in der Campagna besuchen wollte. Aus kleinen Briefen, Gedichten und allen nöthigen Papieren zur Heirath ergab sich, daß Melanie dafür geschwärmt hatte, sich in Rom trauen zu lassen, weil sie, als fromme Katholikin, sich davon besonderes Glück für ihre Verbindung versprach. Nachdem der junge Mann ganz theilnahmslos das Durchsuchen seiner Papiere geduldet, und nur oft mit tiefen Seufzern nach der kranken Mutter gesehen, sprang er plötzlich auf und riß dem Beamten eine kleine zierliche Kapsel aus der Hand. Erst wollte er sie im Busen verbergen, doch zog er sie wieder hervor, preßte sie an die Lippen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Nichts ist ergreifender als solchen starken Mann weinen zu sehen, bei welchem man die kräftigste Selbstbeherrschung erwarten dürfte; aber sein Herz ist gebrochen, weil das unbeugsame Geschick jeden Ausweg verschließt. Herr von Maller, so hatten wir seinen Namen aus Briefen errathen, ließ uns nicht Zeit zu dergleichen Betrachtungen. Er nahm das Bild der armen Mathilde aus der Kapsel und rief mit bebender Stimme: „Ich will wissen, wer diesen Engel geüdtet hat! So rückwärts stürzt man keine Stiege hinab, da muß teuflische Bosheit ihre Hand geliehen haben. Aber ich will Rache! Rache! und wenn ich mein ganzes

Leben in diesem unglückseligen Rom darauf harren sollte!"

Die Hausfrau, welche bisher gern den Wunsch des Beamten zu erfüllen schien, bei der Untersuchung gegenwärtig zu sein, wurde leichenblau und schlich sich zur Thüre hinaus. Doch nur ich bemerkte dieses Entschlüpfen, denn Maller hatte den Beamten bei der Hand gefaßt und stellte ihm so heftig und eindringend vor, wie die schauderhafte That nicht vom Zufall herbeigeführt sein könne, daß keiner von Beiden etwas von der Umgebung bemerkte. Die strengste Untersuchung wurde versprochen. Ich theilte nun meine Zeit in die Aufsicht der nöthigen Krankenpflege der noch immer bewußtlosen Frau von Blanke und einiger häuslichen Besorgungen. Meine Gesundheit hatte von diesem Ereigniß so sehr gelitten, daß mir vom Arzte die größte Ruhe empfohlen ward.

Herr von Maller betrieb die gerichtliche Untersuchung mit der größten Energie, allein bisher ohne allen Erfolg. Wenn er nicht mit ihr beschäftigt war, saß er am Lager der Leidenden und blickte mit stummen Entsetzen auf diese fieberhaft aufgeregten Züge, aus denen der Geist gewichen schien. Außer Fragen über seine Braut an mich und die Umgebung, hatte ich Maller kein Wort sprechen hören; dieser Gedanke schien sein Denkvermögen allein zu beschäftigen.

So saß er auch eines Nachmittags gegen mir über, hielt mit einer Hand die Rechte der Kranken, in die Andere stützte er das müde Haupt, alles war todtenstille umher, und die Wärterin schlich noch leiser als gewöhnlich durch die Stube. Da erhob sich im Hause ein fürchterlicher Streit, erst waren wir durch mehre Thüren davon getrennt, dann aber wurde ein Theil davon aufgerissen und gewaltsam wieder zugeschlagen, zuletzt hörten wir Eine von zwei Männerstimmen unmittelbar vor unserer Thüre schreien: „*si, lo dirò! il diavolo istesso non melo neghirà!*“

Eine Frauenstimme mischte sich im flehenden Tone darein, wurde aber ebenso barsch abgefertigt. Dies weckte Maller aus seiner Apathie, er horchte auf, ging an die Thüre und als die Worte wiederholt wurden: „*si, seelerato, seil' assassino delle povere donne!*“ öffnete Maller die Thüre.

Wüthend stürzt ein Diener des Hauses herein, und hinter ihm, leichenblau, die Haare wie ein Verzweifelter um die Stirne, ein kleiner, hagerer Mann, dessen Augen Flammen sprühen, während die Hände convulsivisch nach dem Kragen des Dieners griffen, um ihn zurückzuhalten. Die Hausfrau faßt die Hand des kleinen Mannes und bittet gegütigend: „*lascialo, caro marito! e pazzo, quel ladrone!*“

Der Diener läuft auf Maller zu, während er mit einer Hand den eindringenden Hausherrn abwehrt, erzählt er im höchsten Zorn was ihn erbittert. Seine Lippen zucken, jeder Gesichtsmuskel hebt, die Worte strömen in solcher Ueberfülle, daß sie unverständlich werden. Aber der ganze Mensch spricht mit, Arme und Beine telegraphiren seine Meinung, er faßt die Hausfrau, trägt sie zur Treppe und zeigt mit heftiger Geberde, wie sein Herr die Damen heruntergeworfen. Die Hausfrau schreit, windet sich los und stürzt in ein offenes Zimmer. Ihr Mann benutzte Maller's starres Entsetzen um zu entfliehen, er eilt die Treppe hinab, doch Jener schreckt auf, und in drei Sprüngen faßt er ihn bei der Kehle. *Muori canaglia!* brüllt er wie ein wüthender Löwe, wirft den Sträubenden zu Boden und setzt ihm den Fuß auf die Brust.

Unbewegliche Zuschauerin dieses furchtbaren Auftrittes, giebt mir die Seelenangst jetzt Stärke. Ich eile nach und entwinde Maller eine Pistole, die er auf den Mörder losdrücken will. Alle Beredsamkeit muß ich anbieten, ihn zu bewegen, diesen Menschen der Gerechtigkeit zu übergeben, statt sich mit seinem Blute zu besudeln. Noch hält er den Fuß mit eiserner Kraft auf der Brust des Mannes, welcher sich wie eine Schlange darunter krümmt und windet. Jetzt reißt er ihn empor, und steht sich rathlos um, wo er ihn einsperre. Da erscheinen, von dem Lärm herbeigeloct, einige Scbirren, und ergreifen ihr Opfer, um es in sichern Gewahrsam zu bringen.

Nun enthüllt sich endlich das Dunkel der schrecklichen Katastrophe. Der Hausherr war an jenem Abend in einem jener politischen Vereine gewesen, wo Alles gegen die Oesterreicher aufstachelte. Der Name „*Aedeschi*“ schien dem blind Ueberspannten die Lösung zu Rache und Mord.

Erhitzt vom Wein, trunken von jener falschen Begeisterung, welche so leicht den Trevel als Heldthat bezeichnet, kömmt Calvanetti nach Hause, er ruft nach seiner Frau, nach dem Diener, Niemand antwortet ihm. Gluchend durchstößt er das Haus und findet beide beschäftigt, das Zimmer der eben eingezogenen Deutschen zu ordnen: „Daß gerade jetzt dieses Mittergezücht in mein Haus gezogen, jetzt wo man sie Alle vergiften sollte!“ Er tobt und lärmt Trepp auf, Trepp ab; die Damen wollen der Unannehmlichkeit entfliehen, sie gehen aus. Da kömmt Mathilde dem rasen Calvanetti in den Weg, er giebt ihr einen heftigen Stoß, sie will sich an der Mutter halten und zieht diese mit die Treppe hinab, während sie selbst die hohen Stufen rückwärts hinabstürzt.

Plötzlich ist Calvanetti nüchtern, erstarrt horcht er dem Schrei, dann dem Stöhnen der Unglückseligen. Er wagt nicht nachzusehen was aus ihnen geworden, sein Blut ist in Eis gewandelt. Frau und Diener laufen herbei, während sich die Hausflur mit Menschen füllt. Mit Geistesgegenwart ergreift Frau Calvanetti ihren Mann und verbirgt den ruhig Folgenden in einer Dachkammer. Der treue Diener gelobt tiefes Schweigen. Doch hat an diesem Tage die Heftigkeit Calvanetti's den glühenden Italiener auf eine zu harte Probe gestellt: alle Vorsicht vergessend, wiederholt er Beleidigungen, zu welchen die Langeweile in seiner Einsamkeit ihn reizt. Giovanni, der sich im Rechte fühlt, hält das nicht aus, er schwört den Thäter des Mordes zu verrathen; wir sehen, wie er es ausgeführt.

Der Schuldige sitzt noch und sein Verhör beginnt nächstens. Frau von Blanke fängt langsam an sich zu erholen, die Wunde ist beinahe geheilt, aber noch immer weiß die unglückliche Mutter nicht, daß ihre Tochter todt, auf so gräßliche Art todt ist. Sie glaubt, daß sie zu ihrer Verwandte nach Florenz gereist sei und bittet stündlich sie zurückzurufen. — Wer wagt der armen Mutter ihren Verlust zu schildern. Von dem Vorfalle selbst hat sie keine Erinnerung.

Und Waller? Noch übertrifft sein Leiden jede Beschreibung. Mit keiner lauten Sylbe klagt er seinen Schmerz, nur seiner Briestasche sehe ich ihn zuweilen kurze Sätze anvertrauen. Er ist

unkennlich geworden, die schönen, dunkeln Augen glühen mit unheimlichem Feuer aus den tiefen Höhlen, welche das flüchtige, brennende Roth auf den, meist blassen Wangen, geisterhaft beleuchtet. Tagelang weilt er auf Mathilden's Grab, und noch hörte ich keine Bestimmung über seine Abreise oder Zukunft. Selbst das Verhör des Mörders scheint ihm gleichgültig geworden. Ich gestehe, er macht mir ganz den Eindruck eines Wahnsinnigen: Gott behüte ihn vor meiner Ahnung!

Politische Morgengedanken

am 1. Mai 1849.

Nicht weil uns der tolle Spuk der Walpurgisnacht als das phantastische Spiegelbild der Gegenwart erscheint, die voll betäubender Verwirrung liegt, sondern weil wir mit dem ersten schönen Maimorgen allem Scheine der Gegenwart zum Troß den künftigen Frühling besserer Zustände im Vaterlande begrüßen möchten, blicken wir um uns prüfend und fragend: was die Zeit unsern langgenährten Wünschen wohl an Erfüllung bringen werde? Von den Erwartungen die vor Jahresfrist austauchten, sind so viele getäuscht, noch so wenige zur Wirklichkeit gekommen, daß es den Mißmuthigen, Zürnenden nicht zu verargen ist, wenn sie in bitteren Klagen ihren Herzen Luft machen. Aber hatten sie ein Recht, schon binnen Jahresfrist die Erfüllung von Wünschen und Hoffnungen zu erwarten, welche nur mit größter Anstrengung durch Kämpfe und Opfer verwirklicht werden können? Sicher nicht, mögen wir nun auf die eigenthümliche Verwickelung der deutschen Verhältnisse oder auf die Geschichte anderer Staaten sehen, in denen eine einheitliche Verfassung an die Stelle früherer Zerstückelung getreten ist. Die größten politischen Güter erwirbt ein Volk eben nicht im Schlafe, es soll sie mit Anstrengung und Opfern erringen, damit es sie schätzen, würdig gebrauchen und kräftig behaupten lerne.

Sehen wir auf das deutsche Volk im Ganzen und Großen, so ist das in ihm erwachte und zu immer deutlicherem Bewußtsein gelangte Bedürfniß politischer Entwicklung eine Thatsache, welche nur der Blinde bestreiten kann. Dieses Bedürfniß — halb im Gefühl, halb in wirklicher Erkenntniß beruhend — gilt theils der politischen Freiheit des Individuums, theils der Einheit, Macht und Würde des gesammten Volkes. Eben daher rührt nun aber die entschiedenste Zersplitterung der Ansichten, wenn wir die Stimmen der Einzelnen hören. Von denen, die durch Gewährung allgemeiner politischer Rechte an ihren bisherigen Vorrechten einbüßen, steht nur der kleinere Theil wahrhaft einsichtiger, edler Männer auf der Seite der neuen Anforderungen; die bei Weitem überwiegende Zahl ist aus naheliegenden Rücksichten auf ihr Privatwohl und das Schicksal ihrer Familien Gegner jener Forderungen. Doch ist der eine Theil von diesen aus Resignation oder Besorgniß vor noch größern Verlusten bereit, sich denselben zu unterwerfen, während die Andern — auf dem Boden des Rechtes fußend — sich entschieden zeigt, die angeerbten oder doch durch Gewohnheit geheiligten Privilegien durch Anwendung der äußersten Mittel sich und ihren Nachkommen zu bewahren. Wir finden diese Trennung in den Ansichten nicht nur unter den Fürsten und dem Adel, sondern ebenso wohl unter den Privilegirten im Volke, welche dem Bürgerstande angehören, den Inhabern der angesehenern Stellen im Civil und Militär, sofern sie ihren Posten nicht etwa nur dem persönlichen Verdienste verdanken. — Kurz, unter den höhern Ständen ist unzweifelhaft die Stimmung vorherrschend feindlich gegen die Forderungen der Zeit und — wenn auch nicht unbedingt, doch mit unwesentlichen Modificationen — für die Conservation der alten Zustände, namentlich für bleibende Anerkennung des Adels als ersten Standes im Staate, für die Autonomie der Einzelstaaten und die Souveränität ihrer Fürsten und im Gefolge davon für Erhaltung der alten Bundesverfassung in allem Wesentlichen, wenn auch mit einigen Modificationen zur Kräftigung der größern Bundesstaaten und allenfalls mit Gestattung einer Betheiligung der Ständekammern, um damit dem

Bundestage den Zuschnitt eines Quasi-Parlamentes zu geben.

Wenden wir uns nun aber zu denen, welche nicht das Glück haben mit angeborenen Vorrechten oder auch nur Familienconnexionen gesegnet zu sein, sondern nur Geltung und Lebensglück ihrer eigenen Tüchtigkeit und Anstrengung verdanken müssen, so treffen wir hier fast ohne Ausnahme entschiedene Anhänger, ja begeisterte Freunde der Umwälzung alter unhaltbarer Zustände, die nach ihrer Ueberzeugung der Vernunft wie dem Rechte widerstreiten, nur daß sie von diesem Rechte allerdings eine andere Vorstellung hegen, als daß es nur der Inhalt alter vergilbter Pergamente sei. Die den Kern und die eigentliche Mitte der Nation bilden, sind in dieser Ansicht fast ohne Ausnahme einverstanden; wir begegnen ihr bei dem politisch gebildeteren Bürger der Städte, wie bei dem schlichten Landmanne; bei dem Gelehrten, der aus dem Betriebe der Wissenschaft, wie bei dem Gewerbsmann, der aus der Benützung der Naturkräfte seine Beschäftigung macht. Selbst in der Klasse derer, die auf den täglichen Erwerb durch ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, hat die politische Bildung seit Jahresfrist schon sehr merkliche Fortschritte gemacht und wie viel verkehrte Vorstellungen in dieser Region der bürgerlichen Gesellschaft auch noch herrschen mögen, so ist es doch unzweifelhaft, daß die Ideen des vernünftigen Fortschritts auch hier die eifrigsten Anhänger zählen.

Abgesondert steht noch die eigentliche Umsturzpartei mit communistischen Bestrebungen, die in einigen Fabrikdistrikten Deutschlands ihre Sammelpunkte hat; ein Schreckbild aller Furchtsamen, aber der Entwicklung des Ganzen durchaus ungefährlich, da sie in der großen Volksmasse den kräftigsten Widerstand finden würde.

Und wie verhalten sich diese Parteien, die conservative, die des Fortschritts und die des gewaltsamen Umsturzes zur Versammlung der Männer, welche das deutsche Volk nach Frankfurt gesandt, um dem Vaterlande eine Verfassung zu schaffen? Hört man die Schmähungen und Klagen, welche über diese Versammlung ausgeschüttet werden, so muß sie freilich arge Sünden auf sich geladen haben. Allerdings ist es zu beklagen,

daß unklare, eitle und unruhige Köpfe so häufig vom eigentlichen Verfassungswerke abgelenkt und die Verhandlungen in ganz unfruchtbare Bahnen geleitet; daß man nicht früher, als die Noth nachgiebiger gemacht haben würde, eine Verfassung für das ganze Deutschland zu Stande gebracht. Aber war dies in der That möglich? Spiegelte nicht die Nationalversammlung in dem Wirrwarr ihrer Verhandlungen nur allzutreu das gesammte Deutschland ab, welches sie unter einen Hut bringen sollte? Und würden nicht die gegenwärtigen Zerwürfnisse in Absicht der Oberhauptsfrage ebenso sicher sechs Monate früher zum Vorschein gekommen sein? Insofern erscheinen uns jene Vorwürfe geradezu absurd; vollends ungerecht sind sie aber gegen die Männer, welche von Anfang an nur mit redlichster Absicht ihre Aufgabe verfolgt und wenigstens das Erreichbare zu erreichen gestrebt haben, damit von der neugewonnenen Grundlage aus die weitere Entwicklung eines kräftigen deutschen Volks- und Staatslebens möglich sei. Daß man von gewissen Seiten her mit einer kleinlichen Schadenfreude und malitöser Bemitleidung jetzt über jene edlen Männer herfällt, die mit dem Aufwande ihrer besten Kräfte dem Vertrauen der Nation zu entsprechen und eine einheitliche Verfassung für das gemeinsame Vaterland zu schaffen gesucht, ist eine jener beklagenswerthen Erscheinungen, welche die gründliche Erbärmlichkeit einer unverbesserlichen Menschenklasse offen zu Tage legt.

Schade freilich, daß eine Partei, in welcher gerade diese Menschenklasse dominiert, sich wieder in den Besitz der materiellen Gewalt gesetzt hat, die bekanntlich in der Politik als ultima ratio den Rechtsboden der Herrscher bestimmt! Die Reaktion hat sich dafür bei der äußersten Linken in Frankfurt, Wien und Berlin zu bedanken, deren Maßlosigkeit ihrem Siege den Weg bahnte, denn jede Ueberstürzung und Gewaltthatigkeit wird an dem gesunden Sinne des deutschen Volkes scheitern. Ist aber damit die Sache des Fortschritts auch nicht verloren, so ist doch ihr Sieg in's Unbestimmte hinaus verzögert worden, und es wird neue angestregte Kämpfe kosten, ehe die Nation zu ihrem natürlichen Rechte gelangt. In diesen Kämpfen aber wird sie erstarken und mit

ungeahnter Kraft die Fesseln brechen, womit ihre kurzfristigen Gegner sie auf's Neue zu umstricken wäghen.

Man mißverstehe uns nicht. Wir sind fern davon, den Aufruhr roher Gewalt predigen zu wollen, dem nur blinde Leidenschaft das Wort reden kann, da er stets von dem rechten Ziele abwärts führt, wie eben die Ereignisse in Wien und Berlin dies auf's Bündigste bewiesen haben. Aber es liegt eine unerschütterliche Kraft in dem Muth und der Beharrlichkeit einer Nation, welche sie innerhalb der gesetzlichen Schranken beweisen kann und diese Kraft wird zur unwiderstehlichen Gewalt, wenn sie aus einer allbelebenden Idee hervorgeht. Ihr muß sich am Ende auch der eigenstinnigste Widerstand der Machthaber beugen und kein gehorsames Kriegsheer ist stark genug, diesen innern Feind im Lande zu bestegen. Der Geist eines Volkes ist dem Mächtigen aber eben deshalb ein so verdrießlicher Widersacher, weil er sich weder mit Pulver und Blei beseitigen, noch auf Bajonette speißen läßt. Man sucht ihn zu vertreiben, wo er in einer Volkskammer unvermuthet geharnischt hervortritt, indem er dieselbe auflöst, wie fluge Leute dies in Olmütz, Hannover und Berlin gethan. Aber es hilft Alles nichts: sobald eine neue Volksvertretung ihre Stimme erhebt, steht der verdrießliche Geist wieder vor dem Anlitze seiner Widersacher.

Aber wie viele kostbare Zeit verrinnt, ehe auf solchem Wege errungen werden kann, was wir wünschen und wollen! ruft Ihr Ungeduldrigen bei unserer Mahnung zum Festhalten am gesetzlichen Wege, am geistigen Kampfe für des Vaterlandes Umgestaltung. Ihr habt Recht, jener Weg führt langsam zum Ziele und erreicht es nicht binnen kurzer Jahresfrist. Aber ist das auch zu wünschen für einen Bau, der Jahrhunderte dauern soll? Muß nicht das Volk bis in seine untersten Schichten gerade durch ein beharrliches Ringen und Kämpfen um die höchsten politischen Güter erst wahrhaft durchgebildet werden, ehe es fähig ist, dieselben zu würdigen und recht zu gebrauchen? Also schmähet nicht, klaget nicht, daß Unmögliches noch nicht erreicht sei, aber lasset noch weniger Muth und Hoffnung fahren, daß durch beharrliche Anstrengung erreicht werde, was alle Bessern

unseres Volkes wollen: bürgerliche Freiheit der Einzelnen; Macht, Würde und Einheit des Ganzen! Seid vor Allem einig unter einander und zeigt Muth und Besonnenheit im Bunde, so dürft Ihr voll unerschütterlichen Glaubens mit dem Dichter sprechen:

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr
Es soll uns doch gelingen!

(W. 3.)

Graf Casimir Batthyanyi,

General in der ungarischen Süd-Armee.

Wollte man nur nach der äußern Erscheinung urtheilen, nach den Zügen des Gesichtes, worin sanfte Bescheidenheit und zurückhaltender Ernst ausgedrückt liegen, nach dem gedankenvollen Lächeln, welches gewöhnlich die Lippen umschwebt, so müßte man dem Grafen Casimir Batthyanyi mehr weise Klugheit als Thatkraft, mehr Umsicht als Kühnheit zutrauen, und ihn für geeigneter halten zu einem feinen Diplomaten, als zu einem Führer im wilden Revolutionskriege. In seiner Unterhaltung voll von jenem unaussprechlichen Reiz, welcher dem genialen, fein gebildeten und dennoch von dem Zauber eines halb orientalischen Wesens umflossenen magyarischen Edelmannes eigen ist, häufen sich die Gedanken so rasch, daß die Rede meistens ein zerrissenes Gewebe unvollendeter Sätze wird; die Gegenwart einer großen Versammlung erschrickt und ängstigt ihn sichtbarlich, und macht, daß der durchdringende Blick und das Feuer des Auges sich mit der sanften Milde erschrockener Sprödigkeit paaren. Wir sahen ihn auf der Rednerbühne; seine Stimme stockte von Zeit zu Zeit, seine Worte verwirrten sich, und jede Bewegung seines Körpers verrieth die Aengstlichkeit seines Innern; Alles scheint bei ihm darauf hinzudeuten, daß er geboren ist, um in der Stille des Kabinettes zu wirken. Loyal bis zur großartigsten Aufopferung, Patriot bis zum Märtyrertum, schrickt er vor keinem Opfer zurück,

und unterstützt fürstlich, ja königlich alle Unternehmungen gemeinsamen, vaterländischen Interesses. Lange von seiner ungarischen Heimath abwesend, lebte er bald in London, bald in Paris, und brachte nach seinem Vaterland französischen Enthusiasmus, gepaart mit der praktischen Erfahrung des Engländers, zurück. In der letzten Zeit lebte er in Wien, wo die österreichische Regierung ihn mit Schmeicheleien und Auszeichnungen überhäufte, bis die Opposition in dem Reichstage von 1844 bis 1845, weil man einen Mann suchte, der geeignet war, die Hartnäckigkeit des Hofes in den Fragen des Handels und der Industrie zu brechen, ihre Augen auf den ritterlichen Grafen Batthyanyi warf. Man schlug ihm vor, sich an die Spitze einer Gesellschaft zu stellen, deren Zweck die Ermunterung und Belebung der einheimischen Industrie war. Batthyanyi ergriff die Idee mit Wärme, nahm die Präsidentschaft der Hong-(national) Gesellschaft an, und setzte sich freudig allen Angriffen und Verleumdungen aus, welche das Streben dieser Gesellschaft zur nothwendigen Folge haben mußte; er gab der industriellen Bewegung eine so rasche Entwicklung, daß nach Verlauf von zwei Jahren die Zahl der größeren industriellen Etablissements in Ungarn sich verdreifacht hatte; ein Resultat, welches die österreichischen Fabrikanten in nicht geringen Schreck versetzte. Bei der Eröffnung der zweiten Generalversammlung dieser Gesellschaft hielt er eine höchst denkwürdige Rede, aus welcher wir hier zur Charakteristik dieses Mannes eine Stelle mittheilen wollen: „Ein französischer Schriftsteller sagte einstens: Die Nationen sterben nicht. Ich will Ihnen, meine Herren, den Sinn dieses Gedankens entwickeln. Es giebt Nationen, welche gelebt haben, und dennoch kaum in der Geschichte bekannt sind, weil sie nichts erfinden, nichts gegründet haben, was auf die Nachwelt übergegangen und derselben nützlich geworden ist; eine Nation ist nur dann unsterblich, wenn sie neue Ideen geschaffen hat, welche sie überleben. So lebt Egypten noch fort in unseren Tagen ohne seine Pharaonen; Rom ohne Kapitolium, und Karthago selbst nach Verwirklichung von Cato's Vernichtungsvorschlag. So leben die Phönizier noch, die Spartaner und Athener; es giebt also nichts Unsterbliches als

die Ideen, welche ihrerseits wiederum ein Volk unsterblich machen, in dessen Schooße sie geboren wurden, wenn sie dieses Volk selbst glücklicher, aufgeklärter, edler gemacht, und somit den Schatz der Humanität vermehrt haben.“ Der Hauptzweck der Gesellschaft war, den Verkauf von Artikeln einheimischer Fabrikation (sogenannter Hong-Artikel) zu befördern, und deshalb wurden vor Allem die Moden begünstigt und zum Theil hervorgerufen, welche die heimische Fabrikation am meisten beschäftigten. Kossuth, Batthyanyi's Freund, wirkte auf dem Felde der Literatur und Publicistik für denselben Zweck, und verdankt seine hohe politische Stellung besonders dem Schutze und der Gunst seines Freundes.

Eingreifend in dieselbe Richtung seiner Thätigkeit, war die eifrige Theilnahme, welche Graf Batthyanyi der Vermehrung der Kommunikationsmittel, den Chaussees und Eisenbahnen widmete. Er war Präsident der Eisenbahngesellschaft für die untere Donau (von Bukovar nach Fiume), ein Werk, welches für die Entwicklung der ungarischen Handels- und Industrie-Thätigkeit von unermesslicher Bedeutung hätte werden können, indem es dem großen Binnenland außer der Donau einen zweiten Abzugs-Kanal nach dem Meere eröffnete. Leider hat der verwüstende Krieg das Unternehmen in seinem Beginne gestört.

Batthyanyi hat bei diesen Unternehmungen und bei aller Gelegenheit so viel Thätigkeit, Klugheit, Seelengröße und Patriotismus entwickelt, daß die Nation in der jetzigen Revolution ihm nothwendig einen der ersten Plätze anweisen mußte. Als Minister hatte er die schwierigen Verhandlungen in Innsbruck im Monate September, und dann die Unterhandlungen mit dem Erzherzog Johann und Jellachich in Wien zu leiten, und bot alle seine Kräfte auf, einen friedlichen Ausgleich der ungarisch-kroatischen Angelegenheit herbeizuführen, und dem blutigen Freiheits- und Nationalitäts-Kriege vorzubeugen. Als ihm dies mißlang und der Kampf ausbrach, stellte er sich in die ersten Reihen der Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes; besonders zeichnete er sich aus bei der Gefangennahme der beiden kroatischen Generale Roth, und Philippowich, welche den rechten Flügel der Armee des

Jellachich kommandirten (am 30. September v. J.), durch die Einnahme der Festung Szek und zuletzt durch die Vertheidigung von Peterwardein und die Bildung eines eigenen Armeekorps, mit welchem er in Verbindung mit Perzel das Banat wieder der Herrschaft des Reichstages zu Debreczin unterwarf. Jetzt, nachdem Bem das bezwungene Siebenbürgen verlassen, ist er als Gouverneur mit der Regelung der verwirrten innern Angelegenheiten dieses wichtigen Landes beschäftigt, wozu er durch seine Milde und seine administrativen Kenntnisse allerdings besser geeignet ist, und nützlicher werden kann, denn als Führer auf dem Schlachtfelde.

Die Russen.

Kaiser Nikolaus tritt endlich aus dem unheimlichen Dunkel der beobachtenden Stellung hervor, in welches er sich seit dem Ausbruche der Februarrevolution zu hüllen wußte, und die Gerüchte von den geheimnißvollen Märschen und Gegenmärschen russischer Heere, mit denen seit einem Jahre das Ohr des westlichen Europa geängstigt wird, beginnen sich zu greifbaren Thatfachen zu gestalten. Der asiatische Despotismus hält die Stunde für gekommen, um seine Heerschaaren gegen die westeuropäische Freiheit und Gesittung loszulassen, und trügen nicht alle Zeichen, so stehen wir an dem Ausgangspunkte eines weltgeschichtlichen Kampfes, wie ihn dieser Welttheil noch nicht gesehen hat. Die Weisen und Dichter nicht minder als die dunkle Ahnung des Volkes haben lange zuvor hingewiesen auf den herannahenden unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen Freiheit und Sklaventhum, zwischen bildungsreicher Civilisation und sittlich vergifteter Rohheit, zwischen Westen und Osten, zwischen Germanenthum und Russenthum. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Stolberg die große Freiheitschlacht der Zukunft besang, bis zu unsern Tagen, in denen Platen dem „kommenden Helden“ Oden dichtete, welcher

„die stumpfnüstrigen Sklaven Asiens“ in ihre Steppen zurückpeitschen und dem „Mongolenblut über den faltigen Mantel triefen soll“ — hat dieser Gedanke das deutsche Volk — man kann sagen im Wachen und im Schlafe — unablässig beschäftigt, und kaum waren im vorigen Frühjahre die ersten schwarz-roth-goldenen Fahnen entfaltet, als auch augenblicklich, ohne äußere Veranlassung, ohne politische Berechnung, rein instinktmäßig aller Orten der Ruf aufstachelte: „Krieg mit Rußland!“ Man fühlte es, man wußte es, daß Rußlands herrschendes Prinzip, welches blinden Gehorsam gegen die rohe Gewalt fordert, neben dem glimmenden Vulkan Polen ein freies, mächtiges, einiges Deutschland nun und nimmer unangefochten entstehen lassen werde; man wußte, daß in den dreiunddreißig Jahren unserer Erniedrigung unsere Regierungen nichts weiter gewesen waren als die Knechte des Knechtes der Czaren, jenes Metternich, welcher an der stolzesten Stelle des vornehmsten Reiches der Christenheit sich nicht schämte, den Sündensold klingender Rubel aus dem Schatze des „Chans von Moskau“ anzunehmen. Dieser Zustand der deutschen Erniedrigung, nach welchem jetzt scham- und ehrvergessene Feiglinge sich zurücksehnen, weil damals die löbliche Polizei wenigstens die Ruhe aufrecht erhielt, dieser Zustand, welcher den edlen Namen deutscher Nation den Rothwürfen des Auslandes und der Barbaren selbst preisgab, war das Werk der russischen Diplomatie, welche in der Niederträchtigkeit, Eifersucht und Selbstsucht deutscher Höfe und Minister willige Helfershelfer fand. Die deutsche Revolution, welche durch solchen heimlichen Verrath erzeugt wurde, hat in Großbritannien, wie man weiß, durchaus keine Sympathien gefunden, aber wir können uns nicht enthalten, denen in unserer Mitte, welche jetzt meinen, „es sei doch so arg nicht gewesen,“ und „wir sollten uns ein Beispiel an der gesetzlichen Freiheit Englands nehmen,“ ein Urtheil vor's Gesicht zu halten, welches ein durchweg revolutionsfeindliches britisches Blatt über das vormärzliche Deutschland in diesen Tagen fällt. „Von den Angriffen (sagt der Globe), welche der Bundestag sich unaufhörlich gegen die Freiheit des Bürgers erlaubte, würde der geringste hingereicht

haben, um ganz England von Cornwall bis Northumberland in Flammen zu versetzen.“ Nun, dieser Bundestag erhielt, wie Jedermann weiß, seine Befehle von Wien, und in Wien horchte man andächtig auf die Winke, die in letzter Instanz das Orakel an der Newa austheilte. Und in diesem Bewußtsein, in dem Gefühle dieser erlittenen Schande ist der Rußenhass in Deutschland groß geworden. Zu diesem einen Gefühle hat sich bei uns der Trieb der Selbsterhaltung verschmolzen mit einem tiefen, die deutsche Natur ehrenden Abscheu gegen das ruchlose, innerlich verrottete, lügnerisch übertünchte System, welches in Rußland herrscht, welches erbarmungslos alle Rechte des Bürgers und des Menschen niedertritt, welches in der rohen Stärke und dem Gifte der Corruption seine einzigen Werkzeuge findet und nur das eine gräuliche Staatsgrundgesetz kennt, — „der Despotismus, gemildert durch den Meuchelmord.“ Und dieses System tritt uns entgegen mit der dummdreisten Anmaßung überlegener Weisheit und gottbegnadigter Einsicht, mit dem Dünkel, die armen verirrtten „Heiden“ des westlichen Europa, die sich wider ihre angestammten Herrscher auffällig erweisen, vor dem Verderben wahnsinniger Anarchie zu retten! Es pocht selbstgefällig auf die in seinen Reichen erhaltene „Ordnung“ und spricht mit beleidigendem Mitleid von den Erschütterungen der europäischen Länder! Als ob der Sturm des empörten Oceans nicht tausend Mal gesunder und erquicklicher wäre, als die faule Ruhe einer stinkenden Pfütze.

Aber dieser Hochmuth, dieser Wahn, als seien sie das auserwählte Volk, berufen die verderbte Welt zu retten und — zu beherrschen, wird seit Jahrzehnden von oben herab russischen Stämmen systematisch eingemipft. In diesem Augenblicke erinnern die russischen Zeitungen ihr Publikum an den Siegeszug Alexanders, welcher durch hundert brennende Städte, durch donnernde Schlachten und Ströme Blutes unaufhaltsam von einem Ende Europa's zum andern vordrang und triumphirend die „von ihm geleiteten Fürsten“ in die bezwungene Hauptstadt der Revolution einführte. Die Völker haben sich nie vertragen können, aber die Fürsten haben es stets verstanden, trotz dessen, ihre heilige Allianz aufrecht zu erhalten. Im

Jahre 1805 schrieb Geng, der damals noch nicht an Metternich verkauft war: „Uns empört dieser blinde, dumme und unverschämte Nationalstolz, mit welchem die Russen überhaupt über Deutschland, als einen verächtlichen Theil der Erde, wo nichts als Verräther und Memmen zu finden wären, herfielen. Ich verachte die Oesterreicher, ich erzürne mich über sie, aber ich bemitleide sie doch auch, und wenn ich sie von jenen Barbaren mit Füßen getreten sehe, so kehren sich meine deutschen Eingeweide um, und ich erkenne, daß sie meine Brüder sind.“ — Im Jahre 1813 waren die edelsten deutschen Männer, ein Scharnhorst, Sneyenau, Bülow, York bald die Opfer moskowitzischen Hochmuths und Intrigue, bald die entrüsteten Zeugen der Rohheit, mit welcher die Russen das Freundesland ausplünderten, die Transporte ihrer Verbündeten bestahlen und auf dem Schlachtfelde die verwundeten Deutschen ausraubten. Am grellsten aber trat der unversöhnliche Zwiespalt zwischen den beiden Nationen hervor, als im Jahre 1814 ein russisches und ein preussisches Heer bei Kalisch zum Fraternisiren commandirt wurden. Die Preußen, von dem Bewußtsein durchdrungen, der ehrenhaften Bewaffnung eines edlen und gebildeten Volkes anzugehören, lernten dort ihre „Waffenbrüder“, welche die „Ehre“ nicht einmal dem Namen nach kannten und unter den Augen des Kaisers stahlen und bettelten, — gründlich verachten.

Die Fürsten, scheint es, haben diesen edlen Stolz nicht. Ihnen imponirt die Zahl der kaiserlichen Regimenter, unter deren Marsche, so hoffen sie, die politische Kezerei des Jahrhunderts zertriten werden soll, um der griechischen Rechtgläubigkeit Platz zu machen. Ungarn ist die erste Etappe dieser neuen „Glaubensarmee“, die zweite wird Deutschland sein. Oesterreich, „an Siegen und an Ehren reich“, hat zuerst den Erbfeind in seine Lande gerufen, der jetzt einen seiner tiefsten Wünsche erfüllt, der Oesterreichs Heer besetzt und das Wiener Kabinet als Hilfslehenden zu seinen Füßen sieht. Von nun an ist die Straße nach Konstantinopel in ihren Flanken frei, und Metternich's Verrath, der den Russen die Donaumündungen in die Hände spielte, ist vollendet. In fünfzehn trockenen Zeilen, ruft entrüstet die „Ost-

Post“, verkündigt das Osmüger Kabinet der Welt das ungeheure Ereigniß, die grenzenlose Demüthigung des Vaterlandes, — und fügen wir hinzu — den eigenen Hochverrath. Denn wenn ein Land von den ungeheuren Hilfsquellen Oesterreichs dahin gebracht wird, gegen eine gestern noch geringschäßig behandelte Insurrektion fremde Hilfe, nicht etwa der deutschen Bundesgenossen, sondern des instinktmäßig gefürchteten Feindes anzurufen, dann ist das ein handgreiflicher Beweis, daß die Regierung dieses Landes Pläne verfolgt, welche weiter reichen als die Bezwingung der magyarischen Rebellen, Pläne, welche es nicht gerathen erscheinen lassen, an den Patriotismus der Völker Oesterreichs oder an die Sympathien Deutschlands zu appelliren. Diese Thatsache wird nicht verschleiert durch die jetzt plötzlich auftauchenden Berichte von der ungeheuren Macht der Insurgenten, welche sonst wie eine Rotte verächtlicher Abenteurer behandelt wurden; sie wird nicht gemildert durch die angebliche Erklärung des russischen Kaisers, daß er für seine Hilfsleistung weder Gebietsvergrößerung noch Geldentschädigung in Anspruch nehme. Rußland ist nicht so uneigennützig, ohne Gegenleistungen sich gefällig zu erweisen; fordert es nicht Geld, fordert es nicht Land und Leute, so fordert es etwas, was ihm mehr werth ist, als beides, die Bekämpfung des revolutionären Deutschlands, dem es seit einem Jahre langsam und sicher näher gerückt ist. Oesterreich soll in diesem Feldzuge die Vorhut bilden, Preußen soll die Rolle des gefälligen Handlangers übernehmen. Eine noch nicht widerlegte Nachricht, obwohl sie unter den Augen des Ministeriums Brandenburg gedruckt wurde, versichert, daß Preußen den russischen Truppen die schlesischen Eisenbahnen zur Verfügung stelle.* Sollte dieses Gerücht sich bestätigen, sollte ein preussischer Staatsmann Pflicht und Ehre so weit vergessen können, einen völlig gewissenlosen Feind selbst in's Herz der Monarchie einzuführen, dann müßten auch die Blindesten einsehen, daß alle diese gegen Ungarn und Frankfurt zugleich gerichteten Schritte der bewaffneten Reaktion nur die Operationen eines großen zwischen den Höfen verabredeten

* Dieses ist inzwischen Wahrheit geworden!!!

Complottes sind, welches seinen Mittelpunkt abermals in St. Petersburg hat.

Wenn dann die Posaunen eines neuen Weltgerichts ertönen, werden in Europa nur zwei Parteien übrig bleiben, — die Republikaner und die Kosaken.

Der preussische Hof gegen die deutsche Nation.

Die Intriguen- und Verschwörungspolitik der Camarilla geht rasch zu Ende, denn bald wird auch die letzte Maske gefallen sein; ob sie aber abgeworfen, oder ihm abgerissen werden wird, ob das feige und heuchlerische System der Contrerevolution sich endlich völlig entlarven wird, oder ob es von dem Volke mit seiner Entlarvung auch vernichtet werden wird — das steht bei Kossuth und demnächst beim rheinischen Volke und der rheinischen Landwehr. Hier in Berlin ist diese eilende Politik schon längst so sehr erkannt und gewürdigt, daß keine ihrer Gewaltmaßregeln unsre längst gebotene Resignation stören kann, ja nicht einmal zu einer ernstern Besprechung anzuregen vermag. Seitdem das Volk weiß, was der Hof will, seitdem kennt es auch die ihm noch allein obliegende Pflicht und die ist von dem Wege der Petition ebenso weit entfernt, wie von dem der Kritik. Verlohnnte es sich auch der Mühe bei einer Herrschaft zu petitioniren, welche die Gewalt, die roheste Militärgewalt in aller Form, oder doch in dem den Rechtsformen freventlich entwendeten Kleide zum Gesetze erhebt? Ist eine Kritik da am Orte, wo Sinn und Buchstabe klarer Gesetze und feierlicher Verheißungen augenscheinlich verdreht und verfälscht wird? Wir vergessen den Haß, den solches System auf sich laden muß, unwillen der Verachtung, der es nun und nimmer entgehen kann. Die willkürliche, einseitige, durchaus widergesetzliche Aufhebung des Mandates der preussischen Abgeordneten nach Frankfurt ist eins jener Sträußchen aus dem Strohkranze des

Ruhmes, welcher der Schlaueit und Feigheit der Potsdamer Camarillen-Regierung geflochten sein wird. In seinem Wettkampf um Unterdrückung der Freiheit ist Potsdam gegen Otmüg sehr unglücklich und ungeschickt. Der Kaiser von Osterreich wollte ein Gewaltsmann sein, und er war es wenigstens ganz. Er wollte sich keinem seiner Mitsürsten unterwerfen und er sprach es ehrlich, offen und geradehin aus, und als man seinem Machtgebote keine Folge leistete, verbot er seinen Unterthanen, eben kraft seines angeborenen Rechts zu verbieten und zu befehlen, fernerhin in Frankfurt zu tagen. Unser Kaiser in spe aber verfuhr anders, er anerkennt die Rechte der Nationalversammlung und stützt sich auf das Bundesrecht und gleichwohl ignorirt er nicht nur die Beschlüsse der Nationalversammlung, sondern übernimmt auch ganz willkürlich, ganz gegen die sonst verehrte und empor gehaltene Bundesakte, durchaus einseitig in Bundesfachen die vollziehende Gewalt. Daß bei diesen Experimenten auch etwas deutscher Sprachgebrauch octroyirt werden würde, war vorauszusehen, daß aber auch einige gröbliche Fälschungen klarer und deutlicher Worte mit unterlaufen würden, das hat natürlich die kühnsten Erwartungen übertreffen müssen, und solche kolossale Ausdrücke einer plumpen, von der höchsten Selbstüberschätzung befangenen Gewalt, müssen denn doch öffentlich an's Licht gebracht werden, damit Niemandem ein Zweifel bleibe, wer denn eigentlich jener erbitterte Gegner des Volkes ist.

Das Ministerium Brandenburg wollte beweisen: „zu Stande bringen“ heiße etwas ganz anderes, als endgültig feststellen. Das Ministerium Brandenburg muß wohl bei dem Versuche dieses Beweises all seinen Witz vergeblich angestrengt und vielleicht auch wohl bedacht haben, daß sein deutscher König alles eher dürfe, als des mangelnden Verständnisses unserer schönen Muttersprache angeklagt zu werden. Es hat sich demnach kürzer beholfen und hat das viel berufene, vom seligen Bundestage erteilte Mandat geradezu in seinem dürrsten Wortlaut willkürlich verändert. In dem ersten Absage seiner Note an den König giebt es zwar den Wortlaut jenes Mandates ganz ehrlich wieder, obschon es dabei nicht bedenkt,

daß, wenn der Bundestag die Nationalversammlung „zwischen“ die Regierungen und das Volk gestellt hat, um die Verfassung zu Stande zu bringen, den Regierungen so wenig wie den Urversammlungen des Volkes eine entscheidende Stimme bei dem „zu Stande Bringen“ der Verfassung eingeräumt wird. Ist das nun schon eine grobe Unterlassungssünde, ist es schon mehr als gewöhnlicher Mangel an Begriffsvermögen aus jenen Worten herauslesen zu wollen, daß die Nationalversammlung in Gemeinschaft mit den Regierungen die Verfassung zu Stande bringen, daß die gute, jedem Schüler bekannte Präposition zwischen gleichbedeutend sein soll mit der Präposition mit, so treten doch diese Plumpheiten weit zurück, gegen einen Passus des vierten Absatzes in jenem neusten Cabinetsstück Brandenburgischer Staatsweisheit. Hier lesen wir nemlich und zwar mit dem bekannten Anführungszeichen („) versehen, ein ganz neues Mandat, einen ganz neuen Wortlaut des Bundestagsbeschlusses vom 30. Mai v. J. Hier heißt es, das Verfassungswerk soll „zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande gebracht“ werden, also ganz allgemein, unpersönlich und mit Weglassung des entscheidenden Subjects der Nationalversammlung. Es thäte wirklich Noth, daß man jenem Ministerium den alten Adelung, oder eine sonstige populäre deutsche Sprachlehre anschafft, aber das sind solche Folgen der leidigen Märzerrungenschaften, das rührt lediglich daher, wenn unstudirte und gar, was noch schlimmer ist, unexaminierte Leute Minister werden können. Aber Camphausen war ja der erste Märzerrungene Minister, der nicht einmal Actuarius werden konnte! Wer wollte den Grafen von Brandenburg schelten?

Daß der König die preussischen Abgeordneten von der deutschen Nationalversammlung zurückgerufen hat, sind wir zu bedauern weit entfernt. Wir sind dafür dankbar, dankbar nach zwei Seiten hin, denn einmal hat die große Mehrheit jener Herren sich jeder Maßregel des Fortschrittes wie ein Bleigewicht entgegen gestemmt und sodann wird — was viel wichtiger ist — auch Seitens eines Königs, des „conservativen“ Königs von Preußen der Umsturz und Anarchie

(das ist ja wohl Gesetzlosigkeit) überall niederhalten wollte, nunmehr die Revolution legalisirt. Die Revolution gestattet um höherer Rechte willen, um willen der Selbsterhaltung, als Akt politischer Nothwehr, das positive Recht zu verletzen. Auf diesem Standpunkte und auf keinem anderen steht indessen nur das Ministerium Brandenburg mit seiner Abberufungsnote. Die Nationalversammlung hat die preussische Regierung des Bruchs des Reichsfriedens bezüchtigt, sie also in die Acht erklärt, hiergegen giebt es kein anderes Recht, als das der Revolution, von diesem und nur von diesem macht die Regierung Gebrauch, indem es die preussischen Abgeordneten aus Frankfurt abruft. Denn wenn die Bundesversammlung den preussischen Abgeordneten in ihrer Eigenschaft als Bundesangehörige ein Mandat erteilt hat, so hat sie ihnen damit nicht nur ein Recht gegeben, sondern auch eine Pflicht auferlegt. Von dieser Bundespflicht, wie von jeder andern, darf der König sein Volk so wenig, wie sich selbst dispensiren, dies kann nur die Bundesversammlung, und als deren jetziger alleiniger legitimer Nachfolger der Reichsverweser unter Verantwortlichkeit seines Ministeriums.

Der Hof hätte nun wohl gern auch dem berühmten Verkündiger deutscher Einheit beim Rheinwein noch ein recht willfähriges Ministerium octroyirt, allein der siegreiche Kossuth, die volksthümliche Haltung des baierischen, badischen und württembergischen Militärs, vor allem des rheinischen Volkes und der rheinischen Landwehr, geboten Eile, und so wollte man denn mit Hülfe der übrigen renitenten Regierungen das deutsche Parlament beschlußunfähig machen. Aber die Beschlüsse eines Parlaments beruhen auf der Kraft und dem Willen eines Volkes, das hinter ihm steht, nicht auf seinen Decreten im Gesetzblatt. Der Kampf ist von den Königen statt der Vereinbarung beliebt worden, zwischen ihnen und dem Volke soll jetzt die Revolution entscheiden.

Moderne, socialistisch-musikalische Tendenzen und Luftschlösser.

Beleuchtet

von L. Kosmaln.

„Wenn es — nach Shakespeare — mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, so enthält dafür unsere Schulweisheit wieder Dinge, von denen man weder im Himmel noch auf Erden jemals sich träumen lassen wird. —“

Napoleon nennt die Deutschen ein Volk von „Ideologen“. Man hat an dem Worte mehrfach Uergerniß genommen; Unverstand oder Beschränktheit haben selbst eine indirekte Verspottung unserer Nationaleigenthümlichkeit darin wittern wollen.

Gleichwohl erweist sich der Ausdruck als aus der tiefsten und richtigsten Erkenntniß und Würdigung dieser Eigenthümlichkeit hervorgegangen; erscheint der hervorstechende, ja der eigentliche Grundzug des deutschen Volkes, d. i. sein vorwiegender Hang zur Contemplation, sein überschwänglicher Idealismus, sowie jene ihm eigene Kraft der Abstraction, vermöge welcher es sich mit Leichtigkeit aus den niedern engen Schranken der Wirklichkeit in die schwindelnden und lustigen Höhen der „reinen Idee“ des „absoluten Geistes“ zu versetzen und so gewissermaßen — wie einst Ehren Münchhausen, glaubwürdigen Andenkens, mittelst seines eigenen Zopfes sich über sich selbst empor zu schwingen und zu erheben vermag — mit diesem einen Worte unvergleichlich treffend bezeichnet. Nur hätte, um dem sonst so geistreichen Ausspruche erst die rechte Vollständigkeit zu verleihen, noch hinzugesügt werden müssen, daß von jenem charakteristischen Grundzuge die entschiedene Ueberlegenheit und Suprematie herzuleiten ist, welche die Deutschen von jeher im Gebiete des Humors — in des Wortes ausgedehntester Bedeutung — ausgeübt haben und welche ihnen, als „geborenen“ Humoristen, als den „Humoristen par excellence“, die vollgültigsten Ansprüche auf das humoristische Primat unter den übrigen Völkern der Erde verleiht. Ob

dieser Humor ein bewußter oder unbewußter, ein freiwilliger oder unfreiwilliger, ist ganz gleichgültig; hier kommt's nur auf die Sache selbst an. Daß diese aber in unumstößlicher Gewißheitsfülle bei uns vorhanden, wird den dafür zu liefernden schlagenden Belegen gegenüber selbst der verwegenste Scepticismus, der eigenstinnigste Criticismus nicht weg zu disputiren im Stande sein. —

Den nächsten Anlaß zu diesen Betrachtungen boten uns besonders einige der neuern, theils der Aesthetik, theils der Kritik, theils dem Gebiet der höhern Kunstphilosophie angehörenden, musikalisch-schriftstellerischen Erscheinungen dar, unter welchen die unter dem Titel: „Civilisation und Musik“ erschienene Schrift von Theodor Hagen als ein wahres Eldorado der Phantastik und der Excentricität, als eine selige Insel der Ideologie, gleichsam als ein Dom der kühnsten, in die schwindelnde Höhe der Abstraction sich schwingenden Logik, ganz besonders hervortritt. Obwohl schon mehrfach besprochen und gewürdigt, dürfte doch der Umstand, daß in neuester Zeit erst noch wieder die Leipziger Tonkünstler-Commission in ihrer, die Reorganisation des Musikwesens betreffenden Zuschrift an das Ministerium der geistlichen u. Angelegenheiten in Berlin mehrfach darauf Bezug nimmt, von Neuem die Aufmerksamkeit auf die genannte Broschüre hinlenken und eine nochmalige nähere Beleuchtung derselben ganz am Plage erscheinen lassen; um so mehr, als dadurch allen denen, welchen die Schrift bis dahin noch unbekannt geblieben, um auch ihrerseits der wohlthätigen Wirkungen eines in seiner hohen Unbefangtheit um so unwiderstehlichen Humors, wie er in „Civilisation und Musik“ zur Erscheinung kommt, sich theilhaftig zu machen; eine Gelegenheit, die in einer Zeit, wo die fast jede Stirn umlagernden Wolken des Trübfinns so selten einzelne Sonnenblicke einer erquickenden Heiterkeit durchdringen lassen, gewiß Jedem doppelt erwünscht sein muß. Zur Vermeidung etwaigen Mißverständnisses muß bemerkt werden, daß im ganzen Verlauf der folgenden Besprechung durchweg der Schein der Opposition angenommen ist, ein Verfahren, das nach den so unumwunden und unbedingt anerkennenden Einleitungsworten auf

den ersten Augenblick einigermaßen befremden dürfte, jedoch geflissentlich und zwar aus dem Grunde eingeschlagen wurde, weil es am geeignetsten erschien, uns den in frühern Beurtheilungen von „Civilisation und Musik“ begangenen Mißgriff, den kühnen genialen Gedankenflug des Verfassers vom beschränkten Gesichtspunkte des bloßen gemeinen Menschenverstandes zu beurtheilen, zu ironisiren dadurch desto greller hervortreten zu lassen.

Herr Theodor Hagen geht in seiner Abhandlung von der Maxime aus, daß die Civilisation die Ursprünglichkeit, Naivität und Keuschheit des Menschen untergräbt, daß sie deshalb eine natürliche Gegnerin der Kunst sei, die dadurch aufgehört hat, eine Wohlthat für die Menschheit zu sein und nur noch in völliger Entwürdigung zum Sinnlichkeitskugel einiger privilegirten Klassen oder Personen dient.

Der erste und wichtigste Einwand, der gegen diese, zugleich den Geist und die Tendenz der ganzen Schrift genügend bezeichnende Maxime erhoben werden kann, ist der, daß die Kunst ja eben eine Blüthe, daß sie der geistige und somit der höchste Ausdruck der Civilisation ist. Wäre die Kunst nicht das Resultat erst einer höhern Bildungsstufe, wäre sie keine erst durch die Civilisation erzielte Frucht, dann müßten z. B. die Mongolen, die Malayen oder die Hottentotten ebenso gut eine Kunst besitzen wie wir Europäer, und folgerichtig müßte dann z. B. die Musik der Russen oder der Türken mit der deutschen, der italienischen und der französischen Musik auf völlig gleichem künstlerischen Standpunkte stehen. Was weiter die gerügte Entwürdigung und Verdorbenheit der Kunst betrifft, so pflegen allerdings und in der Kunst von Zeit zu Zeit solche Perioden des Verfalls einzutreffen. Diesen letztern jedoch der Civilisation zuschreiben zu wollen, zeugt, gelind ausgedrückt, von einer bedeutenden logischen Verwirrung, von einer gänzlichen Verkennung der eigentlichen, hier zum Grunde liegenden Ursachen, mögen diese nun entweder in zu großer, sich von der Natur entfernender Verfeinerung, in einer die Eigenthümlichkeit des Naturells erstickenden allzu reichen und künstlichen Bildung, oder in einem zu entschiedenen Vorwiegen der Reflexion vor der Inspiration, in den der Ursprünglichkeit

und der Unmittelbarkeit alles künstlerischen Schaffens so gefährlichen Subtilitäten eines überwuchernden theoretisirenden Criticismus, oder auch in dem Mißgriff, die Musik ändern, der eigentlichen Kunst fremden Nebenzwecken dienstbar, zur Schleppenträgerin irgend einer Zeitendenz zu machen, beruhen. „Und wo die Kunst fiel, da ist sie durch die Künstler gefallen“ sagt Schiller, eine Autorität, die selbst der des Herrn Theodor Hagen gegenüber immer noch einiges Gewicht behaupten dürfte.

„Je größer,“ argumentirt der Verfasser weiter, „das durch die Civilisation herbeigeführte Elend, namentlich unter den arbeitenden Klassen, ist, desto mehr stellt sich die Wohlthat als nothwendig heraus. Eine Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter genügt nicht; denn durch eine solche, plötzlich und ohne Vorbereitung unternommen, werden Menschen, die in Folge unserer gesellschaftlichen Institutionen nur zwei Dinge können: „Arbeiten“ und „Genießen“ und zwar beides ohne geistige Regsamkeit, gleich einer Maschine, völlig ausarten. Damit nun die vorgeschlagene Organisation der Arbeit auf einen günstigen Boden falle, muß man die Function des Genießens veredeln durch die Kunst, und zwar durch die verständlichste, zugänglichste und populärste, durch die Musik. Die Musik bereitet den Menschen auf das Höhere vor; sie muß auch die Arbeiter auf ihre Emancipation vorbereiten, und zwar durch überall einzuführende Volkslieder etc. Hiermit ist allerdings der Anfang zur Verwirklichung der Idee: „die Kunst soll eine Wohlthat für die Menschheit sein“ gemacht, aber nur der Anfang; denn die bedeutendsten Schöpfungen in der Musik sind der Mehrzahl nicht verständlich, weil sie keine populäre Basis haben; populär ist die Kunst aber nur dann, wenn sie den Gedanken der Natur so an's Tageslicht zieht, daß ihn ebenso die feuscheste Unwissenheit, wie die größte Intelligenz zu lesen vermag. Dies wird dadurch möglich, daß wir uns den verderblichen Einflüssen der Civilisation entziehen, daß wir wieder ursprünglich werden. Hierzu ist die Musik sehr geeignet und deshalb die Entwicklung und Popularisirung derselben von größter Wichtigkeit.“

Zuvörderst muß man gestehen, daß, wie ge-

segnet an Extravaganzen auf jeglichem, sei's auf logischem überhaupt, oder auf philosophischem, politischem oder rein wissenschaftlichem Gebiet, unsere Zeit auch schon sich erweisen mag, der Gedanke: „den Socialismus in die Musik, oder auch umgekehrt, die Musik in das Gebiet des Socialismus ziehen zu wollen,“ doch bei Weitem Alles in dieser Hinsicht übertrifft, d. h. zu den abenteuerlichsten und ausschweifendsten, um nicht zu sagen: ungeheimtesten Ideen gehört, der mit Sicherheit ein ähnliches Schicksal zu prophezeihen ist, wie es der Socialismus selbst sammt seinen Propheten und Aposteln bereits gefunden, und zwar aus dem Grunde, weil sie ebenso wie die hohlen, ob auch hochtönenden Phrasen und excentrischen Theorien des Socialismus, beim ersten Versuch, sie zu verwirklichen, nothwendig als völlig unpraktisch sich erweisen muß. „Organisation der Arbeit,“ „Emancipation der Arbeiter,“ man hört, Hr. Hagen ist auf dem besten Wege, ein zweiter musikalischer L. Blanc, Lammenais oder gar Broudhon zu werden, und so darf man sich denn auch, ob schon das Beispiel jener modernen, socialen Teufel von der Nachahmung abschrecken sollte, darauf gefaßt machen, nächstens mit einer „Organisation“, sei's „des Genusses“ überhaupt oder „des musikalischen Genusses“ insbesondere, oder etwa mit einer „Emancipation“ vom „Fleiß“, vom „Studium“, mit einer „Abschaffung der Bildung, des Talents, des gesunden Menschenverstands etc.“ als lauter „unpopulärer“ Elemente, beglückt zu werden. Arme Bethörte und Verblendete, die ihr bis jetzt euch vermessen, so ohne Weiteres und auf eigene Hand die Reize und Schönheiten der Musik zu genießen und in strafbarer Harmlosigkeit gar nicht daran dachtet, daß dieses „Genießen“ erst besonderer Vorbereitungen bedürfe, daß es nach einem bestimmten System behandelt, organisiert, mit einem Wort, daß „die Function des Genießens“ erst „veredelt“ werden müsse!

„Die Function des Genießens“ muß also, wir heben diesen Punkt geflissentlich so stark hervor, „durch die Kunst, und zwar durch die verständlichste, zugänglichste und populärste, durch die Musik, veredelt werden. Sie, die den Menschen

auf das Höhere vorbereitet, muß auch die Arbeiter auf ihre Emancipation vorbereiten.“

Hierauf ist zuvörderst zu entgegnen, daß die Kunst zunächst um ihrer selbst willen da ist, d. h. daß sie zunächst keinen andern Zweck hat, als: die im Menschengenest lebendige und nach Ausdruck, nach Gestaltung ringende Schönheitsidee im Kunstwerk zur Erscheinung zu bringen. Daß die Kunst außerdem allerdings noch viele andere wichtige und würdige, wenn auch mit ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht in unmittelbare Berührung kommende Zwecke zu erzielen oder doch zu fördern, daß sie so verschiedenartige, je nach Umständen mehr oder minder bedeutende Wirkungen auszuüben vermag, z. B. für so Viele eine nie verfliegende Quelle bald wahrhaft überirdischer Erhebung, bald des höchsten Genusses, der seligsten Entzückung wird, beweist noch nicht, daß die Kunst gerade oder bloß um eines solchen speciellen Zweckes willen da ist, sondern ist eben nur Folge und Wirkung ihrer höhern, göttlichen Natur, vermöge welcher sie eine solche, ganz von selbst sich so weit erstreckende Macht und Gewalt ausübt. Der Kunst von Hause aus schon irgend eine der- oder anderartige Dienstbarkeit und Obliegenheit zudictiren, heißt sie ihrer Freiheit, ihrer Selbstständigkeit entkleiden, sie herabsetzen, heißt, sie, die selbst Zweck, und zwar einer der höchsten Zwecke des Lebens ist, zum bloßen Mittel degradiren. Allein selbst von dem, gegen jede der Kunst im Interesse irgend welcher Tagesstendenzen zugemuthete, unmittelbare Dienstbarkeit und die dadurch herbeigeführte Entselbständigung und Entwürdigung der Kunst erhobenen Einwände noch ganz abgesehen, so bietet die so abenteuerliche als praktisch unausführbare Idee: die in das Departement der zuständigen, administrativen Staatsbehörden gehörende Erledigung so rein praktischer, theils socialer, theils politischer oder staatsökonomischer Fragen und Angelegenheiten, wie z. B. „das Elend der arbeitenden Klassen“, „die Organisation der Arbeit“ u. dgl. m. der Kunst zu übertragen, allein schon Blößen und zur Opposition einladende Angriffspunkte genug dar.

(Schluß folgt.)

Berichtigung von Heinrich Heine.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner Gaudes- und Spener'sche Zeitung, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatist, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich zerrüttet hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünf und zwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: ich bin kein göttlicher Biped mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I. den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwäh-

ten Tagesblätter überschätzen meine Armuth, und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesiß dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegenreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimath beunruhige, andererseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüth träse, das jemals sich mit schweigendem Stolz in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen derartige Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier hervorzustellen: die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen, noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig, ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunsten des viel theuern Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verschleucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebevollen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressirten Zuschriften aus der Heimath an mich ergingen, dürften in obigen Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne! Geschrieben zu Paris (rue d'Amsterdam No. 50) den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

Feuilleton.

Cairo. Das Problem über die Lage der Nilquellen, welches so viele Jahrhunderte hindurch aller Forschung gespottet, soll, scheint es, endlich gelöst werden. Der Geistliche Hr. Rebmann, von der Kirchen-Missionsgesellschaft, der bei Mombas an der afrikanischen Ostküste, vier Grade südlich vom Aequator, wohnt, ist unlängst hundert englische Meilen landeinwärts vorgedrungen und da auf ein Tafelland gelangt, von wo

er einen auf dem Gipfel mit ewigem Schnee bedeckten hohen Berg Namens Kilimandjars vor sich sah. Im vorigen Sommer brach Dr. Biallobloky aus England zu einer Erforschungsreise im östlichen Afrika auf, und gerade in der oben-erwähnten Richtung gedenkt er die Nilquellen zu suchen, in Uebereinstimmung mit der Hypothese Dr. Befe's, des bekannten Durchwanderers von Abyssinien, auf dessen Jureden er seine Reise unter-

nommen hat. Nebmann's Entdeckung verspricht dem Unternehmen Erfolg, da man Grund hat, den Kilimandjars als einen Theil der Mondgebirge zu betrachten, aus deren Schnee nach Ptolemäus der Nil entspringt. Die Kosten der Reise Dr. Bialloblogky's werden durch Geldzeichnungen von Freunden der Erdkunde gedeckt, an denen sich Prinz Albert mit 10 Pf. St. betheilt hat.

Hannover. Nun in Deutschland der Krieg zwischen Königen und Volk begonnen hat, giebt es nur noch zwei Parteien, die Fürstenpartei und die Volkspartei. Man versucht zwar, das Dasein einer dritten Partei zu behaupten und rechnet diejenigen zu ihr, welche in der wahren Mitte zu Hause bleiben, die beiden Kämpfenden kritisiren und den Beweis führen, daß jeder Unrecht hat und Unrecht thut. — Das ist vollkommen falsch. Diese Dritten gehören vielmehr durchaus zur Partei der Könige. Sie bezahlen ihnen die Steuern, sie leisten ihren militärischen Requisitionen Folge, sie geben ihnen die Mittel, den Krieg gegen das Volk zu führen. Sie hängen sich wie Bleigewicht an jede Erhebung für den Freiheitskampf, und während ihre Kritik nach der einen Seite den Haß gegen den Absolutismus nicht im Geringsten vernehmen kann, macht dieselbe nach der andern Seite alle Schwankenden und Halbentschiedenen erst recht in ihrer Zämmerlichkeit fest. Die Männer der wahren Mitte möchten ihren Wünschen nach die wahren Vaterlandsfreunde sein, sind aber in Wirklichkeit nichts als der Troß und das Proviantmagazin der Despotie. Es gab eine Periode der Revolution, wo wir, bei der Rathlosigkeit der Regierungen und der frischen Kraft des Volkes, wohl sagen durften: „wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ Jetzt aber, da unsere Feinde entschlossen, stark und gerüstet sind, gilt im vollen Maße für die handelnde und zum Krieg entschlossene Volks- und Freiheitspartei das andere Wort: „Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns.“ (Z. f. N.)

Kolding. Zu den schleswig-holsteinischen Jägern, welche bei Kolding im Feuer waren und namentlich mit den tapfern blauen Husaren ihren blutigen Strauß ausfochten, gehört auch Ludolf Wienbarg, Mitglied des weiland „jungen Deutschlands.“ Als freiwilliger Scharfschütz trat Wienbarg in das Heer. Er hat den „dänischen Fehdehandschuh“, welchen er vor zwei Jahren zum Gegenstande einer Schrift gemacht, nicht nur als Schriftsteller, sondern als deutscher Mann aufgenommen.

Milwankie. Im letzten Spätherbst wurde der amerikanische Schooner *Platina*, Kapitän Lehig, oberhalb Goderich an die Canadaseite ge-

trieben, und trotz aller Anstrengung des Kapitäns wie der Mannschaft, sich durchzuarbeiten, blieb ihnen keine Aussicht, als Strandung an dem dort felsigen Ufer. So lange es die vereinten Kräfte gestatteten, suchten sie vom Strande abzuhalten, als aber diese schwanden und nicht mehr ausreichen wollten, dem immer heftiger werdenden Sturm zu widerstehen, war des Kapitäns Augenmerk darauf gerichtet, eine Stelle zu erreichen, wo bei der Strandung das Menschenleben weniger gefährdet war. Er fand eine solche und ließ nun sein Fahrzeug auf das nahe sandige Ufer laufen, wobei ihm die Vorsehung in Gestalt einer Welle so zu Hilfe kam, daß es ihn auf eine Stelle brachte, wo es vor Eis und Sturm geschützt, ruhig Winterquartier halten konnte. Sobald er seinen Schooner in Sicherheit wußte, beschloß der Kapitän, die Zeit zu benutzen, legte die nöthigen Planken vom Schiff zum Land und eröffnete, nach gehöriger Uebereinkunft mit der Behörde — im Raume seines Schiffs — eine Schule für junge Indianer und machte so ein gutes Wintergeschäft.

Westb. Kosjutch schildert in einer Proclamation die österreichische Armee: Unsere tapfere Armee verjagt von euren Grenzen jenen Feind, welcher, wohin er sich wendete, auf seiner Flucht raubte, wie Straßenräuber rauben; welcher sich nicht damit begnügte, was er essen und trinken konnte, sondern was er nicht aufzuzehren vermochte, zerstörte und verwüstete er, um Hungersnoth euch zurückzulassen; noch mehr, er riß mit unmenschlicher Wildheit aus purem räuberischen und schadenfrohen Triebe die Polster hinter den Köpfen eurer Kinder, gab die Federn dem Winde preis; sogar eure Kirchen verschonte er nicht, er riß die Marmorsteine von den Altären, brannte die Dächer der Kapellen nieder; unter dessen Offizieren es Menschen gab, welche dort, wo sie bewirthet worden, die silbernen Löffel einsteckten, und so ist der Feind, den der österreichische Kaiser in unser Land schickte, um es zu vernichten, unsere Nation zu vertilgen und das Volk zu Sklaven und Bettler zu machen!

Wien. Die Söhne des Fürsten Windisch-Grätz sind aus der Armee geschieden und in russische Dienste getreten. Die Mißgeburten einer Mißgeburt gehören auch unter die Knute.

Worms. Schlössel, der Jüngere, befindet sich jetzt auch in der Pfalz, nachdem er seine ungarische Husarenkarriere aufgegeben und den Dienst quittirt hat. In einer pfälzischen Volksversammlung klagte der vielversprechende Jüngling seinen Vater der Reaktion und Thatenlosigkeit an. „Er müsse selber nach Frankfurt und seinen Vater ein wenig anfeuern.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.